

2. Kapitel: Fragezeichen

Ein Fragezeichen setzen wir an das Ende unserer Fragen.

Auch ich hatte ab und zu viele Fragen an das Leben, an die Menschen, an mich selbst.

Auf einige fand ich Antworten, auf andere nicht.

Aber im Laufe der Zeit habe ich eines gelernt:

Wer keine Fragen stellt, der erhält auch keine Antworten.

Ich nahm den 22.15 Uhr-Flieger nach Israel. Was konnte ein siebzehnjähriger Junge schon über das Leben wissen? Aber für einen Jugendlichen hatte ich damals schon sehr viel erlebt. Ich war ein reifer Mann von siebzehn Jahren, der, obwohl die Türkei gar nicht in den Krieg eingetreten war, auf die Heimkehr seines Vaters wartete, als ob er in den Krieg gezogen wäre, ein Mann, der seinen Lebenstraum wegen einer zum Himmel schreienden Ungerechtigkeit hatte begraben müssen und in der Schule, nie die Aufmerksamkeit und Zuwendung bekommen hatte, die ihm in gewisser Weise zustand. Ich ging fort. Aber wohin? Was für eine Landschaft, was für ein Klima würde ich vorfinden? Würde ich Bekannte treffen, oder würden mir alle fremd sein? Ich wusste vom Hörensagen, dass Israel sich in einer politisch schwierigen Lage befand, und Tel Aviv eine Stadt umgeben von Sand war.

In der Nähe von Bat Jam fand ich eine Schule namens Beer Yaakov Yohanna Jabotinsky. Aber da es mir dort nicht gefiel, wechselte ich auf eine andere Schule, die Hertzleha hieß und auf der Landwirtschaftstechniker ausgebildet wurden. Häufiger Schulwechsel war wohl mein Schicksal. Ich hatte nicht die geringste Ahnung, was ich werden sollte, wenn ich mit der Schule fertig war. Wenn man jung ist, sieht man keine Notwendigkeit, sich vorzeitig über solche ernsten Themen den Kopf zu zerbrechen. Alles was ich wollte, war, das zu machen, was ich mir in den Kopf gesetzt hatte. Wie mein Großvater einst gesagt hatte, musste ich lernen, mit dem Geld hauszuhalten, das mir zur Verfügung stand. Mein Vater hatte mir nach damaligem Geld zweihundert Dollar mitgegeben, mehr nicht. Ich musste es mir klug und vernünftig einteilen. Andererseits war ich meinem Vater auch ein wenig böse, weil er es sich so leicht hatte ausreden lassen, mich hierher zu begleiten. Meine arme Mutter dagegen hatte tagelang geweint. „Wenn ein Kind in diesem Alter das Haus verlässt, dann wird es nie wieder zurückkehren“, hatte sie immer wieder gesagt. Ich wollte wissen, ob mein Vater das Gleiche fühlte. Jedoch erzählte er mir erst Jahre später, was er damals gedacht hatte. Heute ist mir klar, dass mein Vater viel weitsichtiger als ich war. Man muss wissen, dass man sich nicht querstellen darf, wenn junge Leute nachvollziehbare Wünsche hegen, und eine derartige Einstellung war, vor allem für die damalige Zeit, eine große Tugend. Aus diesem Grunde bin ich meinem Vater diesbezüglich sehr zu Dank verpflichtet.

Bevor ich meine Reise nach Israel antrat, hatte ich mich noch einmal mit meinen Freunden getroffen. „Junge, sobald man in Israel landet, wird man sofort von hübschen Mädchen umringt. Dort genießen alle ihr Leben“, erzählten sie mir. In jenem Alter klang das sehr verlockend. Hier lebte man wirklich in einer in sich geschlossenen Welt. Das Konsulat, das sich damals in Nişantaşı befand, beriet, wie auch heute noch, alle, die vorhatten, in Israel die Schule zu besuchen.

In Israel angekommen, wurde ich von der Schule abgeholt, mit der ich eine Vereinbarung getroffen hatte. Am Flughafen warteten ein paar Mitarbeiter der Schule auf mich und die anderen, die mit mir ankamen. Sie empfingen uns mit

einem Glas Orangensaft. Von Mädchen natürlich weit und breit keine Spur. Zu behaupten, dass ich nicht enttäuscht war, wäre gelogen. Überhaupt verspürte ich eine merkwürdige innere Leere. Das war auch eine Art vor mir selbst zu flüchten. „*Allah attı, toprak buldu* – Gott warf ihn in die Luft, und er fand sich auf der Erde wieder“, lautet einer meiner selbst geschöpften Sinnsprüche. Genauso fühlte ich mich bei meiner Ankunft. Während ich mitten in der Nacht mit einem Glas Orangensaft in der Hand, umgeben von fremden Leuten so dastand, wusste ich nicht, ob das, was ich getan hatte, richtig oder falsch war. Wen kümmerte es schon, wenn jemand einen Mann namens Bensiyon Pinto aus Istanbul beschimpft hatte, und er daraufhin verbittert nach Israel ausgewandert war! Aber so ist man eben, wenn man jung ist! Ich war noch nicht reif genug, um zu wissen, dass man Probleme nicht löste, indem man vor ihnen davonlief, sondern indem man über sie redete.

Wir wurden in eine Herberge gebracht, in der ich eine Nacht blieb. Ich war so erschöpft, dass ich sofort einschlief. Als ich am nächsten Morgen den Vorhang beiseite zog, blickte ich direkt auf ein unendlich weites Meer und Pflanzen, wie ich sie nie zuvor gesehen hatte. Keine von ihnen ähnelte jenen, die in Istanbul vorkamen. Sogar Feigenkakteen gab es dort, die mitten in der Stadt wuchsen! Ein Kaktus, der nur auf Sand gedeiht. Der israelische Boden ist überaus unfruchtbar. Der Boden besteht nicht aus Erde, sondern aus Sand. Der Ort, an dem ich damals übernachtete, ist inzwischen der Teil Tel Avivs, in dem sich die modernsten Hotels befinden.

Damals säumten noch kleine, zweistöckige Häuser, die eigentlich niemandem in irgendeiner Hinsicht hätten missfallen können, das Ufer. Die Siedlungen, die weiter in Richtung landeinwärts lagen, waren rückständiger und verwahrloster. Der Ort, an dem wir untergekommen waren, zählte zu den besseren Vierteln.

Am nächsten Morgen wurden wir abgeholt und nach Jerusalem gebracht. Ich fühlte mich sehr einsam und elend. Aber es war nur natürlich, dass ich mich einsam fühlte. Ich landete wie aus heiterem Himmel in einer Schule, in der die meisten schon auf eigenen Füßen standen, und jedem ein eigener Stuhl und ein eigenes Pult zur Verfügung standen. Doch ich hatte ein Zuhause, eine Familie, Freunde und eine Vergangenheit. Gab es einen besseren Grund als den meinen, um ein neues Leben zu beginnen? Es gab niemanden, der Türkisch sprach. Und ich konnte kein Wort Hebräisch. Französisch oder Spanisch beherrschte auch niemand. Mit wem würde ich mich unterhalten? Meine gute Laune war dahin. Was hatte ich hier verloren? Das Gebäude, das sich Schule nannte, bestand aus zwei nebeneinander stehenden zweistöckigen Baracken. In Israel lebten die Menschen lange Jahre in diesen Baracken, die sich „*Mabara*“ nannten. Sogar Ministerien waren in dieser Art von Gebäuden untergebracht. Das Außenministerium beispielsweise zog erst 2004 in ein großes Gebäude um.

Es herrschte sommerliche Hitze. Von den Menschen, die ich kannte, war niemand zu Hause. Nach einer Weile gelang es mir, meine Tanten zu erreichen. Die

eine von ihnen wohnte eine Stunde von meiner Schule entfernt, die andere an der Grenze zum Libanon. Ich fuhr immer sehr gerne zu meiner Tante nach Akkon. Sie besaß ein zweistöckiges Steinhaus. Mein Onkel stellte Milch, Butter und Honig her. Sie führten ein richtiges Landleben. Die Siedlungen hießen „Schikun“: dicht an dicht gereihte Häuserblöcke. Im Haus meiner Tante hatte ich ein Zimmer mit einem Sofa, einem kleinen Tisch, einem Schrank und einer Nachttischlampe. Dieses Zimmer teilte ich mir mit meinem Cousin, der später im Krieg in Suez fiel. Er gehörte einem U-Boot-Kommando an. Die Reise zu meiner Tante war beschwerlich. Der Bahnhof war weit von der Schule entfernt. Und mit dem Bus war es ebenfalls kompliziert. Man musste die Abfahrtszeiten der Züge wissen. Und dann kamen sie nicht pünktlich. Meine Tante und ihre Familie waren alles andere als wohlhabend. Ihnen gelang es gerade einmal, sich selbst über Wasser zu halten. Deshalb wollte ich sie nicht allzu oft besuchen und ihnen zur Last fallen. Wenn man selbst fast am Hungertuch nagt, ist es schwer, auch noch Gäste zu bewirten. So benutzte ich anstehende Prüfungen oder Pläne, die ich mit meinen Freunden gemacht hatte, als Vorwand, um die Abstände zwischen meinen Besuchen bewusst möglichst groß zu halten.

Während ich es anfänglich noch bedauerte, niemanden zu kennen, wollte ich nach einer Weile überhaupt niemanden Bekanntes mehr um mich haben. Ich wollte ein ganz neues Leben beginnen und meine Erfahrungen von früher vollständig vergessen. Wenn man jung ist, grübelt man sehr viel. Was immer einem durch den Kopf geht oder einem auf dem Herzen liegt, man nimmt es immer mit sich, egal wohin man geht. Und so hatte auch ich meine ganze Verbitterung mit mir genommen. Natürlich, da war immer noch die Liebe zu meiner Familie, die Verbundenheit, die ich gegenüber meinen Freunden und Istanbul verspürte. So einfach kommt man nicht davon, indem man sich sagt, ich mache mich aus dem Staub. Ich versuchte, nicht darüber nachzudenken, aber mit jedem Tag wurde es mir bewusster. Israel war nicht meine Heimat. Ich gehörte in die Türkei.

Es hatte mich sehr geschmerzt, gedemütigt zu werden. Ich empfand, was immer man empfinden mochte, wenn man von einem geliebten Menschen hintergangen wurde. Ich liebte mein Heimatland sehr und vermisste es, aber ich war ihm gegenüber verstimmt. Ich brauchte Zeit. Jedoch wie viel? Ich wusste es nicht.

Ich war sehr schüchtern. In Israel lebten Menschen aus siebenundsiebzig Ländern der Welt. Ihre einzige Gemeinsamkeit bestand darin, dass sie alle Juden waren. Es gab keine Muslime oder Christen. Einige Leute schlossen sofort Freundschaften, ganz gleich wohin sie kamen. Was mich dagegen betraf, so hatte ich noch nie schnell zu jemandem Vertrauen gefasst. Neben der Schüchternheit, die einem mit der Zeit zu Eigen wird, wenn man sich an einem fremden Ort befindet, bemerkte ich jedoch plötzlich auch eine merkwürdige Herzlichkeit an mir. Das war das größte Paradox, das ich je erlebt hatte. Bald begriff ich, dass das Alleinsein mir eigentlich überhaupt nicht gefiel. Tief in meinem Inneren war ich immer noch das Kind, das keine Ruhe gab, so lange es nicht alles geteilt, erzählt,

erfragt und Antworten erhalten hatte. Und so begann auch ich, mich mit allen anzufreunden. Mit meinen Klassenkameraden, meinen Lehrern, den Verwaltungsmitarbeitern. Hier wurde man als Jugendlicher nicht so bevormundet, wie es damals in der Türkei der Fall war. Niemand ermahnte einen „Du bist spät dran, mein Sohn, trink nicht, schlaf nicht, steh nicht auf.“ Diese Freiheit war für einen Jugendlichen in diesem Alter unbeschreiblich schön. Aber komischerweise konnte ich sie nicht genießen.

In der Schule, auf die ich direkt nach meiner Ankunft ging, absolvierte ich die erste Klasse des Lyzeums, die zehnte Klasse dagegen auf einer anderen Schule. Während der elften arbeitete ich in verschiedenen Dörfern. Das war eine Art Berufspraktikum. Da die Jugendlichen mit achtzehn zur Armee mussten, wurde Soldatsein mit Mannwerden gleichgesetzt. Der Militärdienst war oftmals ein Abenteuer, von dem man nicht mehr zurückkehrte. Die meisten meiner Freunde stammten aus Südamerika. Wir Türken sind ein warmherziges Volk und freuen uns, wenn wir Menschen treffen, die genauso sind wie wir. Ich fühlte mich gleich auf gewisse Weise vertraut mit den Südamerikanern. Wir ähnelten einander hinsichtlich Mentalität und Lebensstil. Unsere gemeinsame Sprache war Spanisch. Das Merkwürdige war, dass es anscheinend nicht genügte, Religionsbrüder zu sein, um einander zu verstehen. Ganz Israel gehörte damals dem jüdischen Glauben an, aber mein einziger sehnlicher Wunsch war, einen Türken zu treffen, mit ihm über Istanbul, den Bosphorus, Essen, die Heimat zu sprechen. Trotzdem war meine Zeit in Israel sehr schön. Einige vermissten ihre Familie, andere wollten nach Hause zurückkehren. Wenn ich von meinem Heimatland erzählte, hörten mir immer alle ganz begeistert zu. Und ich erzählte mit großer Begeisterung. „Unglaublich, wie begeistert Du klingst, wenn Du von Deiner Heimat sprichst. Bist Du immer so euphorisch? Oder hältst Du uns etwa eine Lobrede auf die Türkei?“, pflegten sie zu sagen. Und ich entgegnete: „Lobrede? Wie kommt Ihr denn darauf? Liebt Ihr denn Euer eigenes Heimatland etwa nicht? Außerdem wusstet Ihr ja noch nichts über die Türkei, bis Ihr mich kennengelernt habt. Wie kann man dann ruhigen Gewissens leben? Ihr wisst gar nichts, außer, dass wenn man „Türkei“ ins Englische übersetzt, „Truthahn“ dabei rauskommt. Dabei ist es ein so tolles Land. Und wisst ihr überhaupt, wie viele Menschen in meiner Heimat leben?“, frage ich. Später begriff ich, dass dazwischen ein himmelweiter Unterschied lag, wenn ein Türke sein Heimatland liebte und wenn jemand anderes sein Heimatland liebte. Ein brasilianischer Junge hatte uns auch Brasilien lieben gelehrt. Trotzdem merkte ich, dass man nirgendwo sonst eine solche Herzlichkeit, Verbundenheit und vergleichbare Werte fand wie bei uns. Während meiner Zeit in Israel bin ich eigentlich recht weit herumgekommen. Es gelang mir, im Laufe der Jahre viele Reisen zu unternehmen. Aber nirgendwo begegnete ich Menschen, die den Türken glichen.

Das Denkmal der Schule stand auf einem kleinen Platz. Als ich dort verweilte, sah ich, dass es sich um eine Büste des israelischen Helden Wladimir Zeev Jabot-

tinsky, handelte. Während ich vor ihr stand und sie eingehend betrachtete, trat jemand neben mich und sagte: „Schalom“.

„Du sprichst bestimmt Spanisch. Ich habe gehört, dass die meisten Juden in der Türkei Spanisch können.“

„Ja, das stimmt, ich kann Spanisch.“

Das erste Mal seit ich israelischen Boden betreten hatte, verspürte ich ein Gefühl der Erleichterung. Ein Israeli sprach Spanisch mit mir.

„Ich heiße Malah. Ich bin der Konrektor dieser Schule. Du kannst jederzeit zu mir kommen, wenn Du ein Problem hast. Ich bin immer für Dich da. Wenn Du etwas brauchst, komm' ruhig zu mir.“

Ich bedankte mich. Dann verabschiedete ich mich und ging fort. Und innerhalb der folgenden Stunde lernte ich noch jemanden kennen: einen Schüler aus Argentinien.

„Schalom.“

„Schalom.“

„Wie heißt Du?“

„Bensiyon.“

„Wirklich? Ich auch. Ich heiße Bensiyon Givoni. Ich komme aus Argentinien. Ich habe gehört, dass Du Türke bist.“

„Ja.“

Ich war verwundert. Ein argentinischer Jude war mein Namensvetter. Erst später erfuhr ich, dass dieser Junge der Vorsitzende der Schülervereinigung unserer Schule war.

Diese beiden Menschen bereicherten mein Leben in den folgenden Jahren ungemein. Sie lebten zusammen mit ihren Frauen und Kindern in Wohnheimen in der Nähe der Schule. Es wurde nicht sehr gerne gesehen, dass wir dorthin gingen. Da ich stets ein gutes Verhältnis zu meinen Lehrern hatte, luden sie mich manchmal zum Kaffee ein oder gestatteten mir, mich mit ihren Kindern anzufreunden. Je deutlicher ich spürte, dass diese Menschen mir wohl gesonnen waren, desto ruhiger wurde ich. Sie haben mir während meiner Zeit in Israel stets beflissen mit ihrem Rat zur Seite gestanden. Noch bis vor elf Jahren pflegte ich mich immer mit ihnen zu treffen, wenn ich nach Israel flog. Dann habe ich sie aus den Augen verloren.

Ein Lehrer namens Petahya Schamir war wirklich wie ein Vater für mich. Wann immer ich im Unterricht Probleme hatte, rannte ich sofort zu ihm. Während meiner gesamten Schulzeit kümmerte er sich sehr intensiv um mich. Eines Tages sagte er zu mir: „Weißt Du, mein Junge, Du hast etwas an Dir, das ich nicht zu beschreiben vermag, was Dich aber von allen anderen unterscheidet. Von Deinen Augen geht ein ganz besonderer Glanz aus.“

Eigentlich war ich nicht in der Absicht nach Israel gegangen, mir dort ein Leben aufzubauen und ganz dorthin überzusiedeln. Im Laufe der Zeit änderte ich jedoch meine Meinung. Zu jener Zeit spielten sehr viele Leute mit dem Gedan-

ken, nach Israel zu ziehen. Es war sozusagen ihr Lebensziel. Was mich anging, so war es jedoch beinahe, als wäre ich ein wenig in diese Richtung gedrängt worden. Mit der Zeit lebte ich mich ein und begann, Hebräisch immer besser zu beherrschen. Ich wuchs zu einem jungen Mann heran, der Freunde aus aller Welt hatte und bei diesen äußerst beliebt war. Aber das genügte mir nicht. In jenem Land gab es nichts, was ich wirklich als einen Teil von mir hätte bezeichnen können. Einzig das Meer war mir vertraut und erinnerte mich an Istanbul. Immer wenn ich nach Tel Aviv fuhr, betrachtete ich stundenlang das Meer. Ich dachte an das Goldene Horn, das man von meinem Fenster aus hatte sehen können. An Şişhane, an Beyoğlu, an die İstiklal-Straße, den Geruch von frischem Brot, der aus den Bäckereien strömte, sobald es Abend wurde, den Lärm der Kinder, die auf den Straßen spielten, daran, wie ich selbst durch diese Straßen gerannt war und dabei geschwitzt hatte, zur Feierabendzeit vor der Tür auf meinen Vater gewartet hatte. Der Worte wären nicht genug, um zu beschreiben, wie fremd ich mich fühlte. Dennoch hatte ich etwas sehr Großes geleistet. Wenn man als Sechzehnjähriger seine Ausreise nach Israel beantragte, ganz alleine seine Heimat verließ und ohne irgendetwas oder irgendwen zu kennen, versuchte, sich durchzuschlagen, dann war das eine beachtliche Leistung. Aber innerlich war ich damit nicht zufrieden. Es war, wie wenn man an den Strand ging, aber nicht ins Meer springen konnte. Es kümmerte mich kein bisschen, was um mich herum geschah. Mit der Zeit wurde ich immer härter und kompromissloser. Was ich bislang erlebt und gelernt hatte, genügte mir nicht. Eines Nachts, während ich in meinem Bett lag, dachte ich bei mir: „Aus mir wird einmal eine große Führungspersönlichkeit werden. Egal ob im journalistischen Bereich oder im Fußball, welchen Beruf auch immer ich ergreifen werde, ich werde einmal eine Führungsposition bekleiden.“ An die Leitung einer religiösen Gemeinde hatte ich dabei überhaupt nicht gedacht. Ich hatte keine Ahnung, was die kommenden Jahre für mich bringen würden.

Unweit der Schule befand sich ein bulgarisches Dorf namens Moschaw Bulgata. Es lebten jedoch auch zahlreiche Türken dort. Zu ihnen gehörte das Pärchen Eva und Moşe. Sie hatten selbst keine Kinder und luden mich zweimal die Woche zum Essen ein. Das Schönste bei diesen Einladungen war, dass den ganzen Abend auf Türkisch gesprochen wurde. Wir stillten die Sehnsucht nach unserer Muttersprache. Sämtliche Gerichte, die ich vermisst hatte, konnte ich bei ihnen essen. Bei ihnen fand ich ein wenig familiäre Nestwärme wieder, die ich so sehr vermisste, liebevolle Zuwendung, wie meine Mutter sie mir geschenkt, und ein Gefühl der Sicherheit, wie mein Vater es mir immer vermittelt hatte. Wenn ich am Freitag zum Sabbat-Essen zu ihnen ging, fühlte ich mich immer sehr geborgen. Ich fuhr mit dem Fahrrad ins Dorf und gab ihnen Bescheid, dass ich am folgenden Tag zum Essen kommen würde. Sie freuten sich immer sehr. Sie lebten in einer Zweizimmerwohnung, in der man Tag und Nacht fließendes heißes Wasser hatte. Auf den Dächern der Häuser waren Vorrichtungen installiert, mit denen man Sonnenenergie gewinnen konnte. So etwas hatte ich in Istanbul noch

nie gesehen. Ihre Wohnung war im Istanbul Stil eingerichtet. Wie meine Mutter pflegte auch Eva eine schöne Tischdecke auf dem Tisch auszubreiten und eine Zuckerdose darauf zu stellen. Auf dem Couchtisch stand ein Radio, und ihre Vorhänge waren mit Volants besetzt. Ihr Haus erinnerte mich an die Häuser in Balat, Hasköy und Şişhane.

In Israel wurden die Jugendlichen mit achtzehn Jahren zum Militärdienst eingezogen. Wenn man aus dem Ausland dorthin gezogen war und noch nicht definitiv entschieden hatte, ob man bleiben würde oder nicht, war man drei Jahre lang freigestellt. Davon abgesehen hatten wir keine Privilegien. Mir wollte nicht in den Kopf, wie man die Jugendlichen noch während ihrer Schulzeit einziehen konnte. Später wurde mir klar, dass dies aus einer einfachen Notwendigkeit heraus geschah. In Israel herrschte oft Kriegszustand, und niemand wusste, was morgen sein würde.

Die neuen Schüler wurden in den primitiven Zimmern der Wohnheimgebäude untergebracht. Ich lernte, ganz alleine in einem Zimmer für mich zu leben. Anstatt mir mit anderen ein Zwei- oder Dreibettzimmer zu teilen, hatte ich es vorgezogen alleine zu wohnen. Auch als ich später lieber Gesellschaft gehabt hätte, sagte ich nichts. Der Unterricht war für gewöhnlich um halb zwei zu Ende. Ich erledigte meine Hausaufgaben nie im Wohnheim, sondern in der Schule. Ich würde noch früh genug wieder Lärm um mich haben. An unserer Schule gab es keine Geschlechtertrennung wie sie in Istanbul üblich war. Jeder durfte neben jedem sitzen und sich mit ihm oder ihr unterhalten. Diese Zwanglosigkeit gefiel mir. Denn in den Fünfziger Jahren hatte man in den türkischen Familien eine ganz andere Auffassung von Anstand. Mit einer Freundin irgendwo zu sitzen und etwas zu trinken, sich zu unterhalten oder sogar ins Kino zu gehen, davon konnte man nur träumen. Daher lernte ich erst in Israel, wie man sich mit einem Mädchen unterhielt und sich wie ein Gentleman benahm. In dieser Hinsicht war es, als hätte ich einen Zeitsprung von fünfzig Jahren gemacht. Mit dem anderen Geschlecht Freundschaft war nichts Unmoralisches, wie man uns eingetrichtert hatte. Im Gegenteil, es bedeutete, kultiviert zu sein und ein dem Zeitgeist entsprechendes Leben zu führen. Außerdem überschritten wir nie wie die heutigen Jugendlichen die Grenzen der Schicklichkeit.

Im Laufe der Zeit konnte ich auch zeigen, was für ein talentierter Fußballspieler ich war, was für einen starken linken Fuß ich hatte, wie gut ich spielte. Die Mädchen ließen sich keines meiner Spiele entgehen. Das schmeichelte natürlich meinem neu entdeckten männlichen Stolz. In meinem Galatasaray-Trainingsanzug und meinen Sportschuhen, die ich trotz allem mitgenommen hatte, eroberte ich alle Herzen. Außerdem hatte ich abgenommen. Hätte meine Mutter mich so gesehen, hätte sie tagelang nur geweint. Während ich in der Türkei als Fußball-Neuling in der Jugendmannschaft spielte, war ich hier ein Spieler erster Klasse. Ich nahm den Ball, dribbelte und kickte ihn mit all meiner Kraft! Wenn ich ein Tor schoss, schrien die Zuschauer: „*Turki, Turki!*“ Sie nahmen mich auf ihre Schultern und

trugen mich eine Runde auf dem Spielfeld spazieren. Während ich zunächst immer dachte, dass sie mich verachteten und mich nicht mochten, hatte sich jetzt doch ein sehr herzliches Verhältnis zwischen uns entwickelt, und ich fühlte mich allmählich wohler. Endlich hatte ich es geschafft, mich in meine Umwelt zu integrieren. Da wir alle nur sehr wenig Hebräisch konnten, verständigten wir uns untereinander auf Spanisch. In Istanbul hatten wir neben Französisch auch Ladino* gesprochen, und so beherrschte ich auch Spanisch. Obwohl Hebräisch eine sehr schwere Sprache war, lernte ich es in der Schule innerhalb kurzer Zeit. Es war damals vollkommen normal, dass die Jüdische Gemeinde unter sich Französisch oder Spanisch sprach. In Istanbul waren die Metzger, Krämer und Tuchhändler in unserer Nachbarschaft allesamt Juden. Es kam nur selten vor, dass wir Türkisch sprechen mussten. Da ihnen das Türkisch, das sie beherrschten, nicht gefiel, zogen sie es vor, sich einer Sprache zu bedienen, die sie sicher beherrschten. Türkisch war eine Sprache, die man nur verwendete, wenn es gar nicht anders ging. Laut der Volkszählung, die ein Jahr vor meiner Geburt stattfand, hatte Istanbul 883.599 Einwohner, von denen 47.434 Juden waren. Wenn man darüber nachdachte, war es nur natürlich, dass sie, da sie ja alle dicht bei einander wohnten, die Sprache bevorzugten, die alle verstehen und auch sprechen konnten. Insbesondere die Einwohner Kuledibis, die überwiegend Juden waren, sprachen Spanisch. Die Muslime, die dort lebten, waren so wenige, dass man sie sozusagen an den Fingern einer Hand abzählen konnte. Heute verhält es sich genau anders herum. Bis die Deutschen im Zweiten Weltkrieg bis nach Thessaloniki vordrangen, war fast die gesamte dortige Bevölkerung jüdisch, und es wurde Spanisch gesprochen. Deshalb hat die Tatsache, dass ich Spanisch sprach, mein Leben in Israel erleichtert.

Die Jugendkultur und Familienstrukturen in Israel waren ganz anders als das, was ich aus der Türkei gewohnt war. In Israel fand man nur selten eine so starke Verbundenheit zwischen jungen Menschen und ihren Eltern und auch Familienwerte, Traditionen und Bräuche hatten offenbar einen geringeren Stellenwert als bei uns. Aber heutzutage findet man die der Türkei eigenen immateriellen Werte auch nicht mehr überall so ohne Weiteres. Man redete die Menschen, egal welchen Alters oder welcher sozialen Stellung sie sein mochten, nicht mit „Herr“ oder „Frau“ an. Auch heutzutage ist das nicht üblich. Sogar Minister werden mit ihrem Namen angeredet. Zur Zeit meiner letzten Israel-Reise war Tzipi Livni Justizministerin. Als ich sie anrief, wollte ihre Sekretärin mich nicht zu ihr durchstellen. „Bitte richten Sie der werten Frau Ministerin aus, dass Bensiyon Pinto angerufen hat“, bat ich sie. Die Formulierung „werte Frau Ministerin“ schien der Sekretärin offenbar überhaupt nicht geläufig gewesen zu sein, denn als sie mich am folgenden Tag zurückrief, sagte sie mindestens fünf Mal pro Minute „werter Herr Pinto“ zu mir. Beinahe als wollte sie ihren Fauxpas wiedergutmachen, in dem sie

* **Ladino:** Romanische Sprache, die von den in den Balkanländern, im Mittleren Osten, Nordafrika, Griechenland und der Türkei lebenden Sepharden gesprochen wird; auch Judeospanisch oder sephardische Sprache genannt.

sich meiner Ausdrucksweise bediente. Wenn eine Fremdsprache nicht zwischen „Du“ und „Sie“ unterscheidet, bereitet mir das Schwierigkeiten und ich stocke oft beim Sprechen. Irgendwie verspüre ich ein Bedürfnis, diesbezüglich einen Unterschied zu machen. Denn meine Mutter achtete immer sehr darauf. Sie legte sehr viel Wert darauf, dass man sich besonders gut benahm, wenn man mit Leuten sprach, die älter waren als man selbst, so dass mir dies offenbar zur Gewohnheit geworden ist. Solche und ähnliche Kleinigkeiten, die mich störten, häuften sich mit der Zeit, und es war mir, so sehr ich mich auch an alles gewöhnte, unmöglich, mich in Israel mehr zu Hause zu fühlen, als in meinem Heimatland. Und was, wenn es mir möglich gewesen wäre, würde ich dann heute dort leben? Ich weiß es nicht.

Auch die Lebensanschauung der Leute war ganz anders. Da sie nicht wussten, was die Zukunft brachte, lebten sie nur für den jeweiligen Tag. In Jerusalem lebten drei Religionen mit einander: Christen, Muslime und Juden. Für die Muslime war der Freitag, für die Juden der Freitagabend und der Samstag und für die Christen der Sonntag heilig. Uns reizte es, auch einmal die Dörfer der Araber zu sehen. Das Kulturzentrum namens YWCA befand sich zur Hälfte auf jordanischem und zur Hälfte auf israelischem Gebiet. Eines Tages machten wir uns zu zehnt auf den Weg, um uns dieses Kulturzentrum anzusehen. Mitten über eine große Terrasse verlief eine Grenzlinie und teilte sie in zwei Hälften. Aber natürlich wussten wir nicht, dass die Grenze genau dort verlief. Ich wollte mir eigentlich nur einmal Jordanien ansehen, betrat aber dabei die Sperrzone. Gegenüber von mir stand eine Gruppe von Männern, die ich nicht für Araber hielt und die mir „Komm, komm“ zuriefen. Hinter mir brüllten andere:

„Halt! Komm zurück.“

Ich schrie auf Spanisch: „Ich bin Türke!“ Sie wollten mich weiterhin beharrlich zu ihnen rufen. Die Israelis hingegen flehten mich an, umzukehren. Ich wollte zeigen, wie mutig ich war, und näherte mich der anderen Seite. Doch plötzlich kam jemand hinter mir hergerannt und rief mir auf Spanisch zu:

„He, mach' keine Dummheiten! Du wirst den Arabern in die Hände fallen. Dann können wir Dir nicht mehr helfen. Kehr' um. Die knallen Dich ab, Mann!“

Da verstand ich, in was für einer Gefahr ich mich befand. Ich machte kehrt und begann zu rennen. So schnell war ich in meinem ganzen Leben noch nie gelaufen. Obwohl das Zentrum mittlerweile auf israelischem Gebiet liegt, habe ich es bis heute immer noch nicht fertig gebracht, es noch einmal zu besuchen. Damals begriff ich zum ersten Mal, wie lieb einem das Leben ist. Und weshalb diejenigen, die dort lebten, keine Zukunftsperspektiven hatten. Das Leben war hart. Es war unmöglich, das nicht zu erkennen. Alle gingen ihrer Arbeit nach, aber ihre Gesichter waren von einer Bedrücktheit gezeichnet. Diese beiden Nationen mussten lernen, mit einander zu leben. Aber ob das möglich war, wusste niemand.

Im gesellschaftlichen Leben waren Mann und Frau überall gleichberechtigt. In der Türkei spielte die Mutter eine sehr wichtige Rolle, aber bei den Juden war der Vater der König des Hauses. Da in Israel immer der Nachname der Frau weitergeführt wurde, herrschten keine patriarchalischen Strukturen. Bei den türkischen Juden hingegen kam zwar den Müttern ein ganz besonderer Stellenwert zu, so wie es die Religion vorschrieb, aber man zollte auch den Vätern den nötigen Respekt. In Israel lernte ich, alleine zu leben, mich selbst zu kurieren, wenn ich krank war, meine Kleidung zu flicken, zu kochen, meinen Alkoholgenuss in Maßen zu halten. Aber es gelang mir nicht zu lernen, wie man so weit entfernt von der Türkei lebte.

Einmal sah ich, dass ein sehr lieber südafrikanischer Junge namens Obri ein sehr schönes Hemd trug.

„Dein Hemd gefällt mir sehr, Obri. Wo hast Du es gekauft?“

„Meine Familie hat es mir aus Amerika geschickt. Wenn es Dir so gefällt, dann gib mir zwanzig Dollar, ich verkauf’ es Dir.“

Ich gab ihm zwanzig Dollar und bekam das Hemd dafür. Wenn ich er gewesen wäre, hätte ich es meinem Freund entweder geschenkt oder gesagt „Tut mir leid, das ist ein Geschenk meiner Familie.“ Es wäre mir nie in den Sinn gekommen, es zu verkaufen. In dieser Hinsicht sind die Türken eben anders. Das Hemd war eigentlich scheußlich, aber da ich in der Türkei nie zuvor Kleidung aus Nylon gesehen hatte, war es mir schön vorgekommen. Jahre später schenkte ich es jemandem, der es an mir sah und dem es sehr gefiel.

In Israel begann der Tag sehr früh. Wir standen früh auf und gingen zum Frühstück hinunter. Es gab noch kein Fernsehen, nur einen Militärradiosender, der nichts taugte. Sehenswürdigkeiten gab es auch nicht sonderlich viele. Ich verbrachte meine Wochenenden in den engen Gassen zwischen den Häusern. Momentan werden die alten israelischen Häuser auf dem Shuk Ha’Carmel in Tel Aviv von den Franzosen renoviert. Alle anderen Häuser hat man abgerissen und an ihrer Statt riesige Gebäude, Hotels errichtet. Wie bei uns hat sich auch das dortige Stadtbild sehr verändert.

Die Menschen waren es nicht so recht gewohnt, dass man Fehler machte. Anfangs tolerierten sie zwar die Fehler, die einem unterliefen, aber sie verziehen sie nicht wirklich. Es dauerte sehr lange, bis ich mich daran gewöhnt hatte. Mein Vater hatte mir verziehen, obwohl ich ihn angelogen hatte. Auch mein Großvater hatte mir trotz seiner Strenge und Distanziertheit verziehen. Eine solche Haltung lag mir sehr fern. Man musste um jeden Preis immer sein Versprechen halten. Damit niemand sagte: „Ach, schau’ an, er hat’s wohl nicht mehr ausgehalten und ist zurückgekehrt“, tat ich mein Bestes, um mich an die Gegebenheiten zu gewöhnen. Und es klappte auch ganz gut. Aber wenn ich abends im Bett lag, dachte ich an meine Mutter, an meinen Vater und Daryo. Was sie wohl gerade taten? Las mein Vater gerade seine Zeitung und schlürfte dabei bedächtig einen Kaffee, und döste meine Mutter vor sich hin, während aus dem Radio Chor- und Sololieder

klangen, und dachte an mich? Ob Daryo wohl in meinem Zimmer schlief? Als ich an ihn dachte, überkam mich ein Gefühl der Zärtlichkeit. Mein geliebter kleiner Bruder, was war er doch für ein Engel. Nie hatte er sich je beklagt oder mir Kummer bereitet. In meiner Nase kribbelte es, mir war zum Weinen zumute. Hin und wieder schickte ich meiner Familie Briefe, in denen ich schrieb, wie gut es mir ging, aber immer wieder tauchte auch das Gesicht des Trainers vor meinem geistigen Auge auf, der mich anbrüllte: „Raus mit Dir, Jude!“ Manchmal erschien er mir sogar im Traum und ich wachte schweißgebadet auf. Ich stützte mein Gesicht in die Hände und begann nachzudenken. Vielleicht war ich dem Mann gar nicht mehr so böse wie früher. „Hätte ich ihm doch bloß Kontra gegeben, ihn gefragt, warum er nur mich anbrüllte“, dachte ich. Vielleicht hätte er sich dann geschämt, wer weiß? Ganz allmählich dämmerte mir, dass man seine Meinung nicht durchsetzte, in dem man weglief, sondern sie äußerte, sie erläuterte, zuhörte und sich selbst Gehör verschaffte und nicht so leicht aufgab. Doch das bockige Kind in mir wollte nicht klein begeben. Ich begriff erst später, dass es nicht unbedingt bedeutete klein beizugeben, wenn man die Tatsachen akzeptierte und sich auf einen friedlichen Lösungsweg einließ.

Von dem ganzen gedanklichen Widerstreit war ich müde geworden. Es war, als wäre ich ständig hin- und hergerissen. Ich schwankte zwischen meinem Trotz und meinen Wünschen hin und her. „Wenn es sein muss, dann fahre ich eben hin, verbringe ein bisschen Zeit mit meiner Mutter und dann komme ich wieder nach Israel zurück“, sagte ich mir. Das *Rosch ha-Schana*-Fest stand vor der Tür. Ich nahm dieses Fest zum Anlass, den Rektor um Befreiung vom Unterricht zu bitten. Er war ein verständnisvoller Mann und beurlaubte mich. Ich nahm den ersten Flieger nach Istanbul. Nie werde ich vergessen, wie sehr sich meine Familie freute, insbesondere meine Mutter. Wie ich vermutet hatte, fand sie, dass ich sehr dünn geworden war, sie schimpfte deshalb unablässig mit mir.

Was mich anging, so genoss ich es, wieder in Istanbul zu sein, auch wenn es nur für kurze Zeit war. Zum einen war ich sehr glücklich, aber zum anderen war ich immer noch verstimmt, das musste wohl an meinem jugendlichen Temperament liegen. Ich merkte, dass ich mein damaliges Erlebnis noch nicht vergessen hatte, und mein Zorn noch nicht verraucht war.

Am nächsten Tage verließ ich das Haus und lief von Karaköy nach Eminönü, wobei ich den Geruch des Meeres tief in mich einsog. Zu jener Zeit herrschte ein sehr angespanntes Verhältnis zwischen der Türkei und Griechenland. Allgemein war die Atmosphäre sehr angespannt. Ich hörte den Zeitungsverkäufer vor der Post rufen: „Neueste Meldung, neueste Meldung! Atatürks Haus in Thessaloniki ist geplündert worden!“ und sah, wie die Leute ihm plötzlich die Zeitungen aus der Hand rissen. Ich lief weiter. Mit einem Male hatte mich ein Gefühl der Angst übermannt.

Ich beschloss, nach Beyoğlu zurückzukehren. Ich schaute bei einem Freund vorbei, und unterhielt mich mit ihm. Mein Freund wohnte in der Gegend, in der

sich heute das englische Konsulat befindet. Plötzlich sahen wir eine riesige Menschenmenge in Richtung Beyoğlu rennen und hörten wie man schrie: „Sie plündern die Läden, lauft! Lauft!“¹

Sofort sprang ich auf, und was ich sah, war haarsträubend! An der Ecke gegenüber des englischen Konsulats befand sich ein Haushaltsgeräteladen, der Philco hieß. Man hatte die Fensterscheiben dieses Ladens zertrümmert, und ein paar Leute warfen aus dem zweiten Stock nagelneue Kühlschränke auf die Straße. Damals konnte man erst seit kurzem Kühlschränke in der Türkei kaufen. Sie waren blind vor Wut!

Ich rannte sofort los, die İstiklal-Straße entlang nach Hause. Man hatte die Fensterscheiben der Geschäfte eingeworfen. Ganze Rollen von Seidenstoffen lagen auf dem Boden verteilt. Ich merkte, dass ich über bunte Hüte und Pelzstücke lief, aber ich blieb nicht stehen. Ich musste so schnell wie möglich nach Hause. Ich sah, dass einige Jugendliche sich türkische Flaggen mit verdecktem Mondstern vor die Brust gebunden hatten und mit Knüppeln in der Hand schreiend loszogen, um die Scheiben der noch unversehrten Läden zu zertrümmern. Ich erreichte die unterirdische Bahnstation am Tünel-Platz, auch hier war die Hölle los. Man hatte es auf die Läden der Nichtmuslime abgesehen, aber auch einige Geschäfte von Muslimen geplündert. Die Randalierer waren dermaßen in Rage, dass sie alles verwüsteten, ohne darauf zu schauen, um wessen Eigentum es sich handelte. Sie plünderten sogar Ali Muhiddin Hacı Bekirs Laden in Karaköy.

Als ich zu Hause ankam, erwarteten meine Eltern mich bereits voller Sorge. „Benso! Wo treibst Du Dich denn nur herum?“, fragte mein Vater. „Wir sind vor Sorge halb umgekommen!“ „Es ist alles in Ordnung, Papa“, sagte ich. Genau in jenem Augenblick sah ich plötzlich eine Gruppe aus Kuledibi in Richtung unserer Straße stürmen und rufen „Brennt alles nieder! Brennt alles nieder!“ Unter unserem Haus befand sich ein Spanplattenhändler, der natürlich jede Menge Holz gelagert hatte. Ein einziges Streichholz hätte unseren sicheren Tod bedeutet. Ich wusste nicht, was ich tun sollte. Hüseyin Efendi, unser Hausmeister, hatte schneller reagiert als ich und war fortgeeilt, um den Imam der Moschee zu verständigen. Allerdings war er noch nicht zurückgekehrt. Ich spürte, wie ich erblich. Wenn sie unser Haus ansteckten, würde niemand von uns lebend hier heraus-

¹ Am 6. und 7. September 1955 fanden in Istanbul und in geringerem Maße auch in Izmir und Ankara Ausschreitungen gegen Nichtmuslime statt, denen vor allem Griechen, aber auch Armenier und Juden zum Opfer fielen. Nach Jahrzehnten der Tabuisierung sind diese als „Pogrom von Istanbul“ oder als „Ereignisse des 6./7. September 1955“ (6-7 Eylül Olayları) bekannt geworden Vorkommnisse erst im vergangenen Jahrzehnt anlässlich des 50. Jahrestags Gegenstand eingehenden wissenschaftlichen Interesses innerhalb und außerhalb der Türkei geworden. Insbesondere der Veröffentlichung der Recherchen von Dilek Güven und einer 2005 in Istanbul gezeigten vielbeachteten Photoausstellung über die Ausschreitungen des 6./7. September 1955 ist es zu verdanken, dass die Problematik auch in die öffentliche Debatte in der Türkei Eingang fand (Siehe Güven, Dilek: *Cumhuriyet dönemi azınlık politikaları ve stratejileri bağlamında 6-7 Eylül olayları*. İstanbul : Tarih Vakfı Yurt Yayınları, 2005.)

kommen. Sie standen direkt vor unserem Haus. Ich sah, wie sich plötzlich Hüseyin Efendi und der Imam aus der Menge lösten und vor sie hinstellten. „Halt, wartet“, rief der Imam. „Hier wohnen keine Ungläubigen! Alle in diesem Haus sind Muslime!“

Da sie davon überzeugt waren, dass der Imam die Wahrheit sprach, begannen sie, ohne ihm auch nur eine Frage gestellt zu haben, den Hang hinunter zu rennen und verschwanden außer Sichtweite.

Der Imam wandte sich an mich und sagte: „Keine Angst, mein Junge, es ist vorbei.“ Mein Vater war hinunter gekommen und wollte mich wieder ins Haus holen. Er hielt mich am Arm fest, aber ich riss mich los. „Lass mich los“, sagte ich. Ich rannte zum Turm und setzte mich auf den Kantstein. Die Worte des Imams klangen mir noch in den Ohren: „Hier wohnen keine Ungläubigen!“

Siehe da, es war schon wieder dasselbe passiert, kaum war ich hier, bekam ich unter die Nase gerieben, dass ich „anders“ war. Wenn der Imam nicht rechtzeitig eingegriffen hätte, wären meine Eltern und mein Bruder bei lebendigem Leibe verbrannt, und ich hätte es ohnmächtig mit ansehen müssen, obwohl es natürlich keine Gewähr dafür gab, dass sie mir nicht auch etwas angetan hätten. Ich ging nach Hause. „Das Fest warte ich jetzt nicht mehr ab, ich fliege zurück nach Israel“, sagte ich. Meine Mutter weinte die ganze Nacht. Aber ich änderte meine Meinung nicht. Ich würde am nächsten Tag die Stadt verlassen, mit der ich erst gestern Wiedersehen gefeiert hatte. Und das tat ich auch. Obwohl es mich schmerzte.

Ich kehrte wieder zu meinem Alltag in Israel zurück. Die Schule schickte mich in einen kollektiven Landwirtschaftsbetrieb, wo ich sehr vieles lernte. Dort verpachtete der Staat an Familien aus den USA und verschiedenen Staaten Südamerikas und Europas auf neunundvierzig Jahre Land, welches diese dann bebauen und von dem Ertrag leben konnten. Alle waren Partner. Es gab zwei Kooperativen, die nach diesem Prinzip funktionierten. In der einen bekamen alle Land zugeteilt und mussten einen gewissen Anteil des Gewinnes aus dem Ernteertrag der Kooperative zahlen. Dieses System hieß *“Moschaw Schitufi”*. In der anderen hingegen arbeiteten die Mitglieder nach dem Prinzip der Arbeitsteilung, die Ernte wurde von der Kooperative verkauft, und die Bauern erhielten einen Anteil an den Einnahmen. Auch das häusliche Zusammenleben basierte auf dem Prinzip der Gleichberechtigung. Wenn man ein Radio anschaffte, musste man für alle eines anschaffen. Dieses System nannte sich *“Moschaw Ovdim”*. Ich verlebte dort eine sehr schöne Zeit, während der ich zum Beispiel den ganzen Tag über wie wild arbeitete und schwitzte, dann unter die Dusche sprang, mich meist schon zum dritten Mal an jenem Tage wusch, dann, nachdem ich mich angezogen hatte, mich mit meinen Freunden vor die Tür setzte und stundenlang plauderte. Und das alles gab es in der Türkei nicht.

Ich hatte auch eine Freundin. Ich fühlte mich, als ob mir die ganze Welt gehörte, weil mir das Glück vergönnt war, in so jungen Jahren schon mit einem Mädchen ausgehen zu dürfen. Da ich mir jedoch in den Kopf gesetzt hatte, in

Istanbul zu heiraten, sagte ich ihr gleich zu Beginn, dass wir keine gemeinsame Zukunft hatten. Sie mit in die Türkei zu nehmen, kam mir nicht in den Sinn. Außerdem liebte ich sie nicht genug, um Schwierigkeiten in Kauf zu nehmen, von denen man nicht wusste, welches Ende sie nehmen würden. Ich erinnere mich sogar noch daran, dass ich ihr nicht einmal Bescheid sagte, als ich aus Israel fort ging, was überhaupt nicht nett und eigentlich gar nicht meine Art war. Aber so ist man eben in jungen Jahren! Dennoch habe ich stets voller Respekt über sie und unsere gemeinsamen Erinnerungen gesprochen. Jemand, mit dem man eine Zeit lang aus demselben Wasserglas getrunken hat, kann ja nicht so furchtbar sein, dass man plötzlich schlecht über ihn redet. Wenn ich mir die Jugend von heute so ansehe, so ist es dort gang und gäbe, dass man erst ganz verliebt in einander ist und dann, wenn man sich nach einer Weile wieder trennt, plötzlich schlecht von einander redet. Zu unserer Zeit hat es so etwas nicht gegeben. In den Beziehungen wurde stets eine gewisse Distanz gewahrt. Auch nach Jahren dachte man noch mit Respekt an den anderen Menschen zurück. Das trifft auch auf mich zu. Jeder sollte zu seiner Vergangenheit und den Menschen, die zu dieser Vergangenheit gehören, ein von Respekt geprägtes Verhältnis haben. Denn unsere Vergangenheit gehört uns ganz allein. Es ist die Zeit, die uns zu dem gemacht hat, was wir sind, uns herangezogen hat und reifen ließ. Andererseits dachte ich, dass ich, wenn ich in die Türkei zurückkehrte, nicht mehr studieren können würde. Ich war schon zu alt, hatte die Gelegenheiten verpasst. Ich hatte nicht genügend akademische Unterrichtsstunden im israelischen Bildungssystem absolviert. Mir fehlten die Grundlagen, um auf einer Hochschule weiterstudieren zu können. Ich würde die Reifeprüfung mit Sicherheit nicht bestehen.

Jemand wie ich, der es bereits im Alter von zehn Jahren gewohnt war, bei dem Börek-Bäcker Hasan Efendi rechts von unserem Haus und dem Laden von Hüseyin Efendi links von unserem Haus ganz selbstverständlich ein und aus zu gehen, fühlte sich wie ein Vogel, der sich den Flügel gebrochen hatte, wenn er sich urplötzlich ganz einsam in der Fremde wiederfand. Aber ich war nicht der einzige, der sich so fühlte. Auch ein Österreicher, den ich in der Kooperative kennengelernt hatte, in der ich arbeitete, sagte: „Wie kalt die Menschen hier doch sind.“ Das Israel von vor fünfzig Jahren war ganz anders als das heutige. Man konnte nur per Flugzeug oder Schiff dorthin gelangen, und kaum einer besaß ein Telefon. Aber heute gibt es viele Leute, die ein sehr glückliches Leben in Israel führen, wie vor allem mein Bruder. Das Leben ist inzwischen viel einfacher geworden, zu jeder vollen Stunde geht ein Flieger, man gelangt günstig dorthin und es ist leicht, miteinander in Verbindung zu treten.

Eines Tages kam ein Mitarbeiter der Schulverwaltung zu mir:

„Der Rektor möchte Dich sprechen.“

Während ich mich zum Büro des Rektors begab, überlegte ich, ob ich irgendetwas ausgefressen hatte. „Hoffen wir mal das Beste“, sagte ich mir und klopfte an seine Tür.

„Komm herein.“

Der Rektor war ein kleiner Mann, dessen Gesicht zur Hälfte durch seine Brillengläser verdeckt wurde.

„Komm her, Bensiyon, setz Dich. Hier ist ein Telegramm für Dich aus Istanbul.“

Ich zitterte. Ich spürte, wie ich erblich. War vielleicht meiner Mutter etwas zugestoßen? Was würde ich tun, wenn ihr etwas zugestoßen war? Weiß Gott, was mir in jenem Moment ins Gesicht geschrieben stand, denn der Rektor sagt: „Hab keine Angst. Ich hoffe, es ist nichts Ernstes. Das Telegramm ist auf Türkisch verfasst, so dass ich nicht verstanden habe, was drin steht. Hier.“

Mit zitternden Händen entfaltete ich das Papier, ich war so nervös, dass meine Augen die Buchstaben zunächst gar nicht zu erfassen vermochten. Dann jedoch nahmen sie endlich klarere Gestalt an. Das Telegramm war von meinem Vater: „Deine Mutter ist krank, komm sofort nach Istanbul.“ Keine weitere Erklärung, keine Einzelheiten. Mit einem Mal wurde ich ruhiger, denn zumindest lebte sie ja noch. Dann dachte ich: „Und was, wenn das gelogen ist?“, und mein Herz krampfte sich erneut zusammen. „Oder was, wenn sie tatsächlich sehr krank ist und ich zu spät komme?“

„Ist es etwas Ernstes, mein Junge?“

„Meiner Mutter geht es nicht gut, Herr Direktor, mein Vater möchte, dass ich nach Istanbul komme. Könnten Sie veranlassen, dass man mir einen Flugschein kauft?“

„Aber natürlich, mein Junge.“

„Ich habe Geld gespart, ich werde es sofort holen gehen.“

Ich rannte in das Gebäude, in denen sich die Schlafsäle befanden, holte aus meinem Zimmer die israelischen Lira*, die ich im Kopfkissenbezug versteckt hatte und kehrte mit derselben Geschwindigkeit zum Rektor zurück.

„Wann möchtest Du denn fliegen?“

„Wenn es einen Flug gibt, gleich morgen.“

„In Ordnung, mein Junge. Ich lasse Dich heute Abend wissen, ob es klappt. Geh’ jetzt Deine Sachen packen und verabschiede Dich von Deinen Freunden.“

Ich bedankte mich und verabschiedete mich von ihm. Das beklommene Gefühl wollte mein Herz einfach nicht loslassen. Die Wahrscheinlichkeit, dass es sehr ernst um meine Mutter stand, machte mich schier verrückt. Ich wollte niemanden sehen und mich auch von niemandem verabschieden. Dennoch hatte ich das Glück, denjenigen meiner Freunde und Mannschaftskameraden auf Wiedersehen sagen zu können, die in dem Wohnheim, in dem ich untergebracht war, in den Nachbarzimmern schliefen. Dann machte ich mich ans Packen, was jedoch schneller erledigt war, als ich gedacht hatte. Denn was besaß ich schon

* **Israelische Lira:** Damals in Israel gebräuchliche Währung, die später durch den Schekel abgelöst wurde.

groß? Zwei Pyjamas, die ich immer abwechselnd anzog, zwei Hemden, von denen ich das eine Obri abgekauft hatte, Unterwäsche, Strümpfe, zwei Hosen, einen Pullover. Mehr nicht. Ich steckte auch das Foto ein, das wir anlässlich eines *Pessach*-Festes* von uns vieren hatten machen lassen. Daryo war damals noch ein Baby gewesen. Meinen Reisepass hatte ich zusammen mit meinem Personalausweis abgegeben, damit man ihn sicher für mich verwahrte. Ich passte den zuständigen Mitarbeiter gerade noch rechtzeitig ab, bevor er nach Hause ging. Die Sache war in zehn Minuten erledigt. Über meinen hiesigen Schulbesuch hatte mir die Schule nie eine Bescheinigung ausgestellt. Aber was für einen Nutzen hätte das schon haben können? Überhaupt keinen.

In jener Nacht schlief ich kaum. Und wenn ich schlief, dann träumte ich, dass meine Mutter gestorben sei. Plötzlich hob sie den Kopf und sagte: „Ich habe Dich gebeten nicht fort zu gehen, aber Du hast nicht auf mich gehört. Sieh nur, nun bin ich gestorben, ohne Dich noch einmal zu sehen.“ Man hatte mir einen Platz in dem Flugzeug reserviert, das am nächsten Morgen um zehn Uhr ging. Den Flugschein würde ich direkt am Flughafen kaufen. Man brachte mich mit einem Lieferwagen der Schule zum Flughafen. Bis wir dort anlangten, hatte sich jedoch meine Sorge um meine Mutter so sehr gesteigert, dass ich mir schwor, sie nie wieder zu verlassen, sollte sie noch leben.

Mein Vater holte mich ab. Als ich sah, dass er ohne meine Mutter gekommen war, sorgte ich mich noch mehr.

Ich stürmte los und fiel meinem Vater um den Hals.

„Willkommen, mein Sohn.“

„Bitte Papa, sag mir die Wahrheit. Mama hat nichts Ernstes, oder?“

„Nein, mein Sohn. Ich versichere Dir, dass sie zu Hause ist. Sie ist nur wieder völlig entkräftet. Das ist alles.“ Mit einem Mal merkte ich, dass jene Fesseln, die mein Herz zusammengeschnürt hatten, zerbarsten, und mein Herz wieder in Frieden schlagen konnte. Während wir mit einem Taxi die Uferstraße entlang nach Hause fuhren, betrachtete ich meinen Vater. Er war etwas älter geworden, sah aber immer noch sehr gut aus. Als ich aus dem Fenster schaute und dort mein Meer erblickte, spürte ich, wie ein Glücksgefühl mich durchströmte. Das war ein ganz anderes Blau, die Farbe meines Meeres. Als das Taxi begann, von Karaköy aus die Steigung hinaufzufahren, versetzte mich der Gedanke, dass ich gleich meine Mutter sehen würde, in große Aufregung. Der Fahrer hielt am Anfang der Straße. Bis mein Vater mit dem Bezahlen fertig war, hatte ich bereits unser Haus

* *Pessach*: „Fest der ungesäuerten Brote“. Die Juden gedenken mit diesem achttägigen Fest dem Auszug aus Ägypten und somit der Befreiung der Israeliten aus der dortigen Sklaverei. Während dieser Zeit ist es ihnen untersagt, Teigwaren zu essen, die mit Hefe hergestellt wurden. Anstatt gesäuerten Brotes werden sog. „Matzen“ gegessen. Im Volksmund werden die Matzen als „teiglos“ bezeichnet. Der Auszug aus Ägypten spiegelt auch die religiöse und soziale Struktur des Judentums wieder. Aus diesem Grund zählt das *Pessach*-Fest zu den wichtigsten Festen der Juden.

erreicht. Mehrere Stufen auf einmal nehmend spurtete ich die Treppe hinauf und klingelte. Ich hatte allerdings so heftig auf die Klingel gedrückt, dass meine Mutter sich ganz furchtbar erschrak. Als sie die Türe öffnete und mich davor stehen sah, begann ich zu weinen. Und das, obwohl ich doch schon groß war. Aber in Gegenwart seiner Eltern ist man doch immer irgendwie noch ein Kind. Das Gesicht meiner Mutter war ganz gelb, und sie hatte dunkle Ringe unter den Augen. Doch ihr Lächeln, das mir so vertraut war, war immer noch dasselbe. „Willkommen, mein Pascha“, sagte sie. Ich fiel ihr um den Hals und sog ihren Geruch ein. Das war meine Mutter, derselbe Seifenduft, dieselbe weiche Wärme. „Ich werde Dich nie, aber wirklich nie wieder verlassen, Mama“, sagte ich aus ganzem Herzen. Und ich hielt mein Wort. Bis zu ihrem Tode war ich stets an ihrer Seite und kümmerte mich persönlich um alles. Ich ließ sie nie alleine. Meine Mutter war eine kluge Frau. Da sie nicht wollte, dass ich in Israel blieb, hatte sie beschlossen, mich zur Rückkehr in die Türkei zu bewegen, indem sie mir die Nachricht zukommen ließ, dass ihr Gesundheitszustand sich verschlechtert hatte. Mit Erfolg. Die Erkrankung seiner Mutter mag einer der wichtigsten Gründe sein, weshalb ein Kind nach Hause zurückkehrt, jedoch hatte es hier auch eine große Rolle gespielt, dass der junge Mann, um den es ging, zwar seinen Eid, nie wieder zurückzukehren, nicht brechen wollte, sich jedoch insgeheim danach sehnte, wieder heimzukehren. Während ich nun diese Zeilen schreibe, frage ich mich: „Und wenn ich die Erkrankung meiner Mutter nicht zum Anlass hätte nehmen können, um in die Türkei zurückzukehren, wäre ich dann trotzdem irgendwann zurückgekehrt?“

Meine Antwort lautet: „Ja, das wäre ich.“ So, wie meine Mutter ihre Krankheit als Vorwand benutzt hatte, um mich zu bitten, zurückzukommen, hatte ich sie andersherum auch als eben solchen benutzt, um mich sofort auf den Weg zu machen. Dieser Gedanke ging mir ständig durch den Kopf und ich konnte mich nicht mehr davon befreien. Ich hatte die Türkei sehr vermisst. Sie war das Land, in dem ich leben musste, meine Heimat. Jeder Mensch ist im Laufe seines Lebens auf der Suche nach einem dauerhaften Ankerplatz. Und der liebe Gott hatte am Tage bei meiner Geburt bestimmt, dass ich hier vor Anker gehen würde.

Ich war froh, wieder zu Hause zu sein. Nichts hatte sich verändert. Mein Zimmer, der Himmel, den ich von meinem Fenster aus sehen konnte, das Stückchen Istanbul, das in den Rahmen meines Fensters passte. Plötzlich kam Daryo in mein Zimmer.

„Bensiyon, geh' nie wieder fort, bitte!“

Ich konnte nichts entgegnen, denn ich war den Tränen nahe. Vor seinem kleinen Bruder zu weinen war jedoch etwas anderes als vor seiner Mutter zu weinen. Schließlich war ich ja ein Mann, und da war das nicht so einfach. Ich umarmte ihn so fest, dass ich ihm dabei beinahe die Knochen gebrochen hätte. Auch er umarmte mich. An jenem Tage wurde mir einmal mehr bewusst, was es bedeutete, Geschwister zu sein.

Ich hatte Istanbul sehr vermisst. Sonntagmorgens aufzustehen, beim Börek-Bäcker an der Ecke Börek zu kaufen, mit der ganzen Familie zu frühstücken, sich abends eine Krawatte umzubinden und durch Beyoğlu zu schlendern, die Tageszeitung *Hürriyet*² zu lesen, der Duft der Lauch-Frikadellen, die für das große Sabbat-Essen vorgebraten wurden, die alten Männer auf den Balkonen, die alten Frauen, die ihnen Tee brachten. All das hatte mir sehr gefehlt.

Heute denke ich, dass aus mir auch ein guter Staatsmann oder Politiker hätte werden können, wenn ich in Israel geblieben wäre. Ich habe viele Freunde, die Abgeordnete oder Minister sind. Ein jeder von ihnen hat seinen Platz im Leben gefunden. Aber für mich war es wichtiger als alles andere, ein Leben unter der Flagge der Republik Türkei führen zu können. Ich habe nie ein anderes Land mehr geliebt. In Israel habe ich viele Idealisten kennengelernt. Zum Beispiel Obri, der in Cape Town sein ganzes Hab und Gut zurückgelassen hatte und nach Israel gezogen war. Genau wie ein junger Amerikaner, dessen Namen ich inzwischen vergessen habe. Ich mag idealistische Menschen. Wenn man seine Prioritäten kennt und entschlossen ist, kann man sein Leben planen. Ich hingegen hatte keinerlei idealistische Gründe, sondern war ausgewandert, weil ich nicht in der Lage war, meinem Gegenüber Kontra zu bieten. Jene Idealisten fühlten sich jedoch mit dem Land, in dem sie lebten, nicht verbunden. Ich hingegen war in meine Heimat zurückgekehrt, ohne dort nennenswertes Hab und Gut zu besitzen. Ich habe nie die Hoffnung verloren oder das Handtuch geworfen und Niederlagen immer akzeptiert. Da ich glaubte, dass ich die Wunde, die das Wort hinterlassen hatte, das man mir ein einziges Mal in meinem Leben an den Kopf geworfen hatte, alleine nicht kurieren konnte, war ich zunächst zurückgekehrt, ohne sie kuriert zu haben. Das war der größte Fehler meines Lebens. Um diesen Fehler jedoch zu erkennen, hatte ich nach Israel zurückfliegen und erst später wieder in meine Heimat zurückkehren müssen. Denn das Leben besteht nicht aus Wissen, sondern aus Erfahrungen. Mein Vater musste all dies geahnt haben, so dass er zu İzak Abudaram, einem der älteren Gemeindemitglieder, auf dessen Rat man vertraute, gegangen war und ihn gefragt hatte: „Wie kann ich meinen Sohn dazu bewegen zurückzukehren?“ Und dieser hatte ihm geraten: „Wenn Du ihm sagst, dass seine Mutter krank ist, wird er zurückkommen.“ Mein Vater war ein vorausschauender Mann. Er hat gut daran getan, mich dort nicht mir selbst zu überlassen. Als wir eines Abends auf dem Balkon beisammen saßen, erzählte er mir alles und sagte: „Wenn Du eines Tages selber Kinder hast, wirst Du das verstehen.“ Und damit hatte er Recht. Wenn eines meiner Kinder eine solche Entscheidung träfe, würde ich mir ähnliche Sorgen machen.

Ich war zu meinem alten Leben zurückgekehrt, aber ich wusste nicht so recht, wie ich es in Angriff nehmen sollte. Zwar hatte ich noch keine Erfahrungen in der Arbeitswelt gesammelt, jedoch war mir klar geworden, dass es in Israel ohnehin

² Die 1948 gegründete Zeitung *Hürriyet* ist die auflagenstärkste Tageszeitung in der Türkei.

fast unmöglich war, gute Geschäfte zu machen. Es war nicht sehr klug, sich als ein Junge, der in Beyoğlu, einem der zentralsten Stadtteile überhaupt lebte, mit Landwirtschaft zu befassen. Ich jedoch hatte ausgerechnet eine Ausbildung in der Landwirtschaft gemacht. Dass jemand, der nichts von verschiedenen Bodenarten verstand, sich für Landwirtschaftstechnik begeisterte und es zu seinem Beruf machte, würde nie in Frage kommen. Und kam es auch nicht. Ich begann, mich zu fragen, was für einen Sinn es gehabt hatte, dass ich diese Schule besucht hatte. Ich wusste, wie man Äcker düngte. Alle drei Schritte eine Handvoll Dünger streuen, das war die wichtigste Düngemethode. Das hatte ich zimal gemacht. Aber wozu nützte mir das nun? Meine Altersgenossen absolvierten gerade alle ihren Militärdienst. Und ich besaß nicht einmal einen Nachweis darüber, dass ich die Schule abgeschlossen hatte. Da ich nicht in der Absicht hergefliegen war, für immer in Istanbul zu bleiben, hatte ich mir auch kein Abschlusszeugnis ausstellen lassen. Und ich besitze bis heute noch keines. Ich musste arbeiten und Geld verdienen. Inzwischen war ich zwanzig Jahre alt. Diejenigen, die den Militärdienst bereits hinter sich hatten, waren alle irgendwo untergekommen und arbeiteten. Es war höchste Zeit, dass ich auch meinen Wehrdienst ableistete. „Aber erst mal werde ich zwei, drei Monate bei Eli Alaluf arbeiten und dann zum Militär gehen“, sagte ich mir. Ich wusste, dass es klüger war, arbeiten zu gehen, anstatt untätig herumzusitzen. So würde ich wenigstens ein wenig Geld verdienen und einen Beitrag zu unserem Auskommen leisten. Inzwischen hatte ich begonnen, mich für Journalismus zu interessieren und nach einigen Recherchen bekam ich eine Stelle als Türkei-Korrespondent bei der israelischen Zeitung Herud („Freiheit“). Außerdem begann ich, als Reporter für die Zeitung İktisadi Politika Gazetesi zu arbeiten, deren Herausgeber Şükrü Tunca war, der unter anderem auch Werbungen entwarf und Zeitschriften publizierte. Diese beiden Arbeitsmöglichkeiten hatten sich kurz hintereinander ergeben und machten aus mir mit einem Mal einen Journalisten.

Wie damals, als ich für die Galatasaray-Jugendmannschaft ausgewählt worden war, begann ich zu träumen. Dieses Mal sah ich mich schon als großen Journalisten. Als Journalist konnte man vielleicht keine großen Reichtümer scheffeln, aber es war ein Beruf, durch den ich mir bedeutendes Ansehen verschaffen konnte. Abends schlenderte ich immer mit ein paar Freunden nach Beyoğlu, wo wir uns vor dem Postamt unterhielten. Als ich ihnen erzählte, dass man in Israel nicht als richtiger Mann angesehen wurde, wenn man keine Freundin hatte, staunten sie alle. Durch meine Erlebnisse und meine Erfahrungen, die ich dort gesammelt hatte, war ich ein anderer Mensch geworden. Und nun war ich auch noch ein Journalist. Ich war für alle ein großes Vorbild. Ich hatte viel mehr Lebenserfahrung als sie. Eines Abends, als wir zu Hause beisammen saßen, läutete es an der Tür. Ich öffnete, und vor der Tür stand ein Polizist.

„Ich komme vom Polizeipräsidium.“

„Bitte sehr, kommen Sie doch herein.“

„Sind Sie Bensiyon Pinto, der Sohn von Binyamin Pinto?“

„Jawohl, der bin ich.“

„Sie werden wegen Wehrdienstflucht gesucht.“

Ich war perplex. Ich hatte gedacht, dass man sich schon an mich wenden würde, wenn es für mich an der Zeit wäre, meinen Wehrdienst abzuleisten. Aber dass nun ein Polizist eines Tages zu später Stunde plötzlich bei uns vor der Tür stand und mich als Wehrdienstflüchtling bezeichnete, kränkte mich. Ich war doch nicht auf der Flucht oder so etwas in der Art. Ich war hier.

„Sie kommen mit mir zum Wehrdienstamt.“

„In Ordnung, sofort.“

Und wir begaben uns zum Wehrdienstamt. Dort musste ich von einer Tür zur nächsten laufen und um Unterschriften bitten und erfuhr letztendlich, dass ich am nächsten Tag meinen Wehrdienst antreten musste. Meine Mutter begann wieder zu weinen.

„Ach, Mutti, weine doch nicht. Ich werde ja jetzt nicht zwangsrekrutiert wie Papa damals. Ich werde meine Bürgerpflicht erfüllen. Und ich verspreche Dir, ich werde ganz bestimmt wiederkommen.“

Ich wurde nach Denizli ins Vierte Er Eğitim Tugay- Regiment geschickt und war nun ein Soldat.

Ein Soldat in Denizli: Benyamins Sohn Bensiyon

Gerade als ich, nachdem ich eine sehr schwierige Phase hinter mich gebracht hatte, dachte, nun läuft endlich wieder alles so, wie es laufen sollte, aus mir ist jetzt ein richtiger Journalist geworden, ich werde ein wenig Geld verdienen und mein Leben in Ordnung bringen, ausgerechnet da musste ich zum Militär. Neben all den Dingen, die mich beschäftigten, spielte ich allerdings auch insgeheim mit dem Gedanken, die Reifeprüfung abzulegen, mein Abitur zu erwerben und dann die Universität zu besuchen. Als ich nun so urplötzlich zum Militär musste, wurde mir klar, wie sehr ich mir dies eigentlich wünschte. Aber dieses Mal war es wirklich zu spät. Ich stieg in den Zug. Wir fuhren stundenlang über Land, und die Reise wollte einfach kein Ende nehmen. Wir fuhren die ganze Nacht durch kleine Dörfer und größere Bahnhöfe. Anatolien war ganz anders, die Natur dort war ganz anders, alles war anders. Ich kam gegen Morgen in Denizli an. Ich begab mich zu meinem Bataillon und meldete mich. Wir schrieben das Jahr 1957 und es war Mai. Am folgenden Morgen ließ man uns in einer Reihe antreten und erklärte uns, was wir zu tun hatten. Dann schnitt man jedem von uns der Reihe nach die Haare und stattete uns mit Uniformen und Stiefeln aus. In dem Moment, als ich meine Stiefel entgegennahm, kamen mir die Füße meines Vaters, die ich durch die Löcher in seinen Stiefeln hatte sehen können, in den Sinn. Ich war dankbar, dass ich diese Stiefel nun unter ganz anderen Bedingungen benutzen würde. Ich würde meinen Wehrdienst in einem vernünftigen Umfeld und unter vergleichsweise besseren Bedingungen ableisten. Ich ging in den Schlafsaal und

kletterte auf mein Bett. Man hatte mir die obere Koje zugeteilt. Ich setzte mich hin und schaute mich um. Genau in jenem Augenblick hörte ich jedoch jemanden brüllen: „Der Kompaniechef kommt!“ Ich sprang sofort vom Bett. Wir traten in einer Reihe an und standen stramm. Herein kam ein blonder, ziemlich gut aussehender Offizier. Wir salutierten, und er erläuterte kurz und bündig, was er von uns erwartete, wobei er jedem einzelnen von uns der Reihe nach ins Gesicht sah. Mit derselben Entschlossenheit und Souveränität, mit der er den Schlafsaal betreten hatte, verließ er ihn daraufhin auch wieder. Oberstes und wichtigstes Gebot waren Disziplin und Ordnung. Es gab eine Reihe von Disziplinregeln, die man nicht infrage stellte und die auf jeden Fall befolgt werden mussten.

Die ersten Tage meines Wehrdienstes sind gut verlaufen. Ich hatte mich sogar schon mit ein paar Soldaten angefreundet. Nachdem ich mal hier, mal dort Wache geschoben und an verschiedenen Übungen teilgenommen hatte, wurde ich der Sechsten Kompanie zugewiesen. Dort kannte ich niemanden. Im Laufe der Zeit schloss ich jedoch mit ein paar Leuten Freundschaft, die ebenfalls aus Istanbul kamen. Man ernannte mich zum Kantinenführer. Nach den Arbeiten, die ich zwei Tage lang gemacht hatte und den stundenlangen Wachdiensten, erschienen mir meine neuen Verantwortungen in der Kantine regelrecht wie eine Offenbarung. Die Schlafsäle befanden sich in einem gesonderten Bereich. Vor dem Betreten mussten alle ihre Schuhe ausziehen, und so roch es dann auch überall. Der Fußboden im Speisesaal bestand aus dem nackten Erdboden. In die Erde hatte man Mulden gegraben, in die man seine Füße stellte, während man auf der auf beiden Seiten der Mulde angehäuften Erde saß und die kleinen Erdhügel dazwischen als Tische benutzte. Ich sagte mir: „Das hier ist mein Heimatland, und so sind die Bedingungen hier eben. Und diesen Bedingungen muss natürlich auch ich mich anpassen.“

Das war meine Auffassung von Disziplin und ich passte mich den Umständen schnell an. Letztendlich saßen wir ja alle in einem Boot, und niemand erhielt eine Sonderbehandlung. Unter uns befanden sich auch Söhne von Milliardären und wer weiß wem. Egal ob Bauer oder Städter, in Uniform waren alle gleich. Das war auch in unserer Religion so. Wenn wir einen *Tallit** trugen, signalisierten wir damit auch: „Unter diesem Tuch sind wir alle gleich.“ Auch während des Militärdienstes herrschten ein gewisses Zusammengehörigkeitsgefühl und ein ganz besonderer Geist. Im Grunde war es eine sehr merkwürdige Angelegenheit. Einerseits lebte man weit weg vom heimischen Herd, je nach Stationierungsort durchaus auch unter schwersten Bedingungen und trug zum Teil große Verantwortung, und andererseits spürte man ganz intensiv die große Macht des Staates. Ich bekam während des Wehrdienstes ein ganz anderes Selbstvertrauen und wurde ein sehr entschlossener Mensch.

* *Tallit*: Tuch, das man sich im Judentum bei religiösen Zeremonien um die Schultern wirft und das Gleichheit symbolisiert.

Eines Tages stand ich mit den anderen Soldaten für das Mittagessen an. Mit meiner Blechschüssel in der Hand wartete ich darauf, dass ich dran kam und schaute zu, wie der Unteroffizier das Essen austeilte. Er füllte rasch Portionen von vollkommen identischer Zusammensetzung und Menge in die Schüsseln, beinahe so, als würde er von einem Motor angetrieben. Während ich ihn verwundert anstarrte, musste ich wohl vergessen haben, weiterzugehen, denn mit einem Mal hob der Unteroffizier seinen Kopf:

„Was glotzt Du so?“

„Ich weiß nicht, nur so, ich habe wohl geträumt.“

Er trat aus der Reihe und baute sich vor mir auf.

„Also hast Du mich angeglotzt.“

„Na ja, ich habe zugesehen, wie Sie das Essen austeilen.“

„Wer hat Dir erlaubt zu sprechen?“, fragte er und verpasste mir eine Ohrfeige. Noch nie zuvor war ich einem Mann begegnet, der so fest zuschlagen konnte. Fast hätte er mich umgehauen. Ich taumelte zwar, fiel aber nicht zu Boden. Alle waren wie versteinert. In dem riesigen Speisesaal war es mucksmäuschenstill geworden. Er begab sich an seinen Platz zurück und begann, wieder Essen auszuteilen. So als wäre nichts gewesen, setzte er seine Arbeit in derselben Geschwindigkeit und mit derselben Sorgfalt fort. Er hatte meine Ehre verletzt und mich grundlos geschlagen. Weshalb hätte ich warten sollen, dass er mir erlaubte zu sprechen? Immerhin hatte er mir ja Fragen gestellt. Als ich an der Reihe war, würdigte er mich keines Blickes. Er verrichtete seine Arbeit, indem er sich voll und ganz auf die Schüsseln und Tablette konzentrierte. Ich ließ mir erst mein Essen zuteilen und dann schleuderte ich es ihm mit Hilfe meines Tablett mit voller Wucht ins Gesicht. Er war über und über mit Essen und Öl beschmiert und raste vor Wut. Ich war mir sicher, dass er mich gleich umbringen würde. Ich verließ die Warteschlange und zog mich an den äußersten Rand des Saals zurück, wo ich schicksalsergeben wartete. In jenem Moment kam plötzlich Bewegung in den Speisesaal. Der Oberleutnant war gekommen und wollte nun wissen, was geschehen war. Man erzählte es ihm. Er schaute mir fest ins Gesicht, schnappte sich den Unteroffizier und verließ mit ihm den Saal. Er hatte begriffen, dass er im Unrecht gewesen war. Kurz darauf kehrte der Unteroffizier wieder an seinen Platz zurück und begann wieder Essen auszuteilen, als wäre nichts gewesen. Doch letztendlich waren ausgerechnet jener Offizier, jener Leutnant, und der Unteroffizier, der mich geohrfeigt hatte, diejenigen Menschen, dank derer ich mich letztlich dort wohlfühlen sollte.

Am nächsten Abend hatte ich Dienst in der Kantine, die um acht Uhr, aller spätestens um halb neun schloss. Nachdem ich die Durchreiche geschlossen hatte, putzte ich die Küche. Gegen neun Uhr hörte ich, wie jemand an die Scheibe klopfte. Ich blickte auf und sah den Unteroffizier, der mich geohrfeigt hatte. Ich öffnete das Fenster:

„Was gibt es? Brauchst Du noch irgendetwas?“

„Mir geht es nicht gut, kannst Du mir etwas Joghurt geben? Ich habe Fieber, vielleicht habe ich mir den Magen verdorben.“

„Kein Problem.“

Ich schloss das Fenster und ließ ihn herein. Ich hatte aus Istanbul vorsorglich zwei Schachteln fiebersenkende Tabletten mitgebracht und gut versteckt. Davon gab ich ihm nun eine sowie außerdem Joghurt, Käse und Brot. Er setzte sich und aß. Ich schaute ihm währenddessen nicht ins Gesicht, sondern kümmerte mich um andere Dinge. Als er aufgegessen hatte, sagte ich: „Ich gebe Dir noch einen Becher Joghurt mit. Falls Du heute Nacht wach werden solltest, kannst Du ihn essen.“ Er schien ein wenig verwundert über all dies. Offenbar hatte er eine so große Hilfsbereitschaft von mir nicht erwartet, denn als er die Kantine verließ, legte er seine Hand auf meinen Arm.

„Tut mir leid wegen gestern. Mir ist klar, dass das, was ich getan habe, nicht richtig war, aber vor so vielen Soldaten konnte ich keinen Rückzieher machen. Wir sind hier beim Militär, da kann man keine Ausnahmen machen. Ansonsten weiß ich, dass Du nur geguckt hast.“

Von da an waren der Unteroffizier und ich bis zu meiner Entlassung beste Freunde. Auch dies zeigt meiner Meinung nach, welch herzengute Menschen die Türken sind. Anderswo hätten die beiden Streithähne einander wahrscheinlich nie wieder ins Gesicht gesehen.

Manchmal wurde auch ich krank. Beim Militär habe ich gelernt, mich ganz alleine zu kurieren, mit Hilfe von Medikamenten den Tag zu überstehen, und mein Fieber zu senken, indem ich abends lauwarmes Wasser trank und meine Füße in heißes Wasser hielt. Die Arbeit in der Kantine bereitete mir sehr viel Spaß. Nachdem die hungrigen Soldaten sich satt gegessen hatten, unterhielten sie sich angeregt mit einander. Das Schönste an meinem Arbeitsplatz war, dass ich dort Leute aus allen Gegenden der Türkei kennenlernte. Nuri Engin, İsmail Yaltırık und ich waren unzertrennlich. Sie waren die Kommandanten verschiedener Kompanien, aber uns konnte nichts und niemand auseinander bringen. Wir unterhielten uns stundenlang, ja nächtelang. Wir spielten auch Fußball mit einander. So fand ich auch in Denizli Gelegenheit zum Fußballspielen. Und auch wenn ich mich ein paar Mal dabei verletzte, so gab ich es doch nie auf. Um mein fußballerisches Können unter Beweis zu stellen, reichte ein einziges Spiel. Sofort war ich ein begehrter Spieler. Was einst mein größter Traum gewesen war, war nun zu einem Alltagsvergnügen geworden.

Meine Dienstaufgaben erlaubten mir, mich öfters in die Stadt zu begeben. Ich fuhr nach Denizli hinein und schlenderte über den Markt. In der Kantine hatte ich eine gesonderte Ecke für mich, und nach einer Weile übernachtete ich auch dort. Ich arbeitete sehr viel. Nach getanem Dienst pflegten alle sofort ins Bett zu gehen, während ich noch bis nachts um elf arbeitete. Meine einzige Sorge bestand darin, den Soldaten irgendwie zu helfen. Damals konnte man sich nicht jedes Essen leisten. Wassermelonen waren zum Beispiel sehr teuer. Und ich ver-

kaufte Wassermelonen in Scheiben. Auf diese Weise hatte die Kantine höhere Einnahmen, und alle konnten Wassermelone essen. Und da die Kantine einen guten Gewinn dabei machte, gab ich das Trinkwasser gratis aus. Das war damals eine bahnbrechende Innovation, so sehr, dass mich sowohl der Brigadenkommandeur als auch meine Kameraden dafür liebten. Von dieser herzlichen Atmosphäre musste wohl auch der Kompaniechef gehört haben, denn eines Tages suchte er mich auf. Und siehe da, es war der blonde Offizier, der am ersten Tag unseres Wehrdienstes zu uns in den Schlafsaal gekommen war. Ich sprang sofort auf und stand stramm.

„Stehen Sie bequem. Ich bin gekommen, um mich ein wenig mit Ihnen zu unterhalten. Haben Sie Tee da?“

„Natürlich, Herr Kommandant.“

Ich schenkte ihm ein Glas guten Tee ein. Um den Respekt, den ich ihm erwies nicht zu mindern, goss ich mir selbst keinen Tee ein und setzte mich auf den Stuhl neben ihm.

„Ich habe gehört, dass die Kantine unter Deiner Führung gute Einnahmen macht. Bravo, mein Junge, Du bist ein großes Vorbild für alle Soldaten.“

Nebenbei vergewisserte er sich, ob die Kantine auch sauber und aufgeräumt war.

„Und obendrein bist Du noch sehr ordentlich.“

Plötzlich kam mir mein Zimmer in Istanbul in den Sinn. Es war immer mehr oder weniger aufgeräumt gewesen. Meine Mutter war immer so krank, dass wir uns alle daran gewöhnt hatten, unsere Pflichten selbst zu erledigen, damit sie es nicht tun musste.

„Vielen Dank, Herr Kommandant.“

„Der Tee war ausgezeichnet, Kompliment. Wenn Du einmal ein Problem haben solltest, dann komm ruhig zu mir.“

„Zu Befehl, Herr Kommandant.“

„Gute Nacht, ach, wie war noch Dein Name?“

„Bensiyon, Herr Kommandant.“

„Bist Du Jude?“

„Jawohl, Herr Kommandant.“

„Ich komme aus Thessaloniki, dort hatte ich jüdische Nachbarn. Mit denen haben wir sehr viel Spaß gehabt. Kann Deine Mutter Lauchfrikadellen machen?“

„Und ob, Herr Kommandant. Falls Sie einmal nach Istanbul kommen sollten, dann erwarten wir Sie zum Essen.“

Er lächelte, grüßte und ging. Fortan kam er oft in die Kantine, um Tee zu trinken und mit mir zu plaudern. Zwischen uns bahnte sich eine herzliche Freundschaft an. Bis zum Ende meines Wehrdienstes habe ich ihm immer Tee serviert, aber mich nicht einziges Mal zu ihm gesetzt und mitgetrunken. Da er kurz vor meiner Entlassung versetzt werden sollte, bat ich ihn, ein paar Zeilen in mein Tagebuch zu schreiben, das ich während meiner Zeit beim Militär führte. Und er

schrrieb: „Bensiyon Pinto, ich bezeuge hiermit, dass Du als mein engster Helfer jederzeit treu Deine Dienstverpflichtungen erfüllt hast. Das freut mich sehr. Ich wünsche mir stets, die Kinder unseres Vaterlandes, die ich hier ihre Dienstaufgaben habe erfüllen sehen, und für die ich mich eingesetzt habe, auch eines Tages wieder von ihren Verpflichtungen entbinden und sie entlassen zu können. Das zählt für mich zu den größten Freuden überhaupt. Gottes Wille wird mich noch vor Eurer Entlassung von Dir und Deinen Kameraden entfernen. Die Erinnerung an diesen unseren Verband wird für immer unsterblich sein und stets lebendig bleiben. Genau das erwartet ein Vaterland von seinen Kindern. Ich wünsche mir von Herzen, dass ich Dich, falls das Schicksal uns im Zivilleben noch einmal zusammenführen sollte, als erfolgreichen und gesunden Mann wiedersehen werde. Ich bin Dir sehr dafür verbunden, dass Du den Wunsch geäußert hast, dass ich in dieses Büchlein schreiben möge.

Dein Kompaniechef

Rüştü Dinçer

27.3.1958

Denizli.”

Viele Jahre später, als ich bereits Gemeindevorsitzender war, rief eine junge Frau den Oberrabbiner der Türkei an und erklärte, dass sie im Rahmen eines Forschungsprojektes über das Judentum maßgebliche Personen befragen wollte. Meine Stellvertreterin, Lina Filiba, fragte sie: „Haben Sie denn keine jüdischen Bekannten?. Und sie antwortete: „Ich persönlich nicht, aber mein Vater hatte beim Militär unter sich einen jüdischen Soldaten namens Bensiyon Pinto. Aber ich weiß nicht, wie ich ihn ausfindig machen soll. Deshalb habe ich Sie angerufen. Als Lina Filiba daraufhin sagte: „Gnädige Frau, die Person, von der Sie sprechen, ist der Vorsitzende unserer Gemeinde“, war die junge Frau höchst erstaunt. Sie hieß İnci Dinçer und war die Tochter des guten alten Kommandanten Rüştü Dinçer. Seit jenem Tage treffe ich mich regelmäßig sowohl mit İnci als auch mit ihrem Bruder Taci. Und gemeinsam reden wir über ihren inzwischen leider verstorbenen Vater und denken an alte Zeiten zurück. Manchmal ist die Welt eben klein, und die Menschen erleben dank dieser Tatsache oftmals glückliche, freudige oder aufregende Zufälle.

Ich verlebte eine schöne und glückliche Zeit beim Militär. Einzig kurz vor meiner Entlassung war ein Kommandant aus mir unverständlichen Gründen über mich erzürnt. Ich war aus der Kantine ins Kasino versetzt worden. Während ich noch überlegte, weshalb der Mann wohl mir gegenüber immer so gereizt war, ließ er mich zu sich rufen. Einerseits versuchte ich mir zu sagen: „Sowas kann mal vorkommen“, aber anderseits konnte ich nicht anders als mir Gedanken darüber zu machen, was wäre, wenn er mir meinen Wehrdienst verlängerte. Falls er das tatsächlich täte, dürfte meine Mutter es nie erfahren. Während ich wartete, was passieren würde, befahl er dem Soldaten neben ihm: „Schneid dem mal die

Haare ab!“ Er brummte mir zwar keinen zusätzlichen Wehrdienst auf, aber ich wurde vollkommen kahl geschoren entlassen. Ich war allerdings so glücklich über meinen Entlassungsschein, dass ich die Sache auf sich beruhen ließ. Ich wurde im November 1958 entlassen. Damit hatte ich genau einundzwanzig Monate Wehrdienst geleistet und war inzwischen dreiundzwanzig Jahre alt.

Ich kam in einer dunklen Winternacht zu Hause an. Nach seinem Wehrdienst fühlt man sich irgendwie erwachsener und reifer. Ich strotzte nur so vor Selbstbewusstsein, als ich die Treppen unseres Wohnhauses hinaufstieg. Ich hatte meiner Familie nicht Bescheid gesagt, dass ich heimkommen würde. Ich war gespannt auf das Gesicht meiner Mutter. Ich klingelte und betete, dass sie öffnen würde. Und als im nächsten Moment die Tür aufging, stand vor mir eine Frau, deren Gesicht zwar ein wenig müde wirkte, die jedoch viel gesünder als früher aussah, sich ein Tuch um die Schultern geworfen und ihr Haar im Nacken zu einem Knoten gebunden hatte.

„Mein Sohn ist wieder da!“, rief sie.

„Schnell, Binyamin, Bensiyon ist gekommen!“

Auch Daryo war zu Hause. In jener Nacht herrschte bei uns zu Hause eine richtige Festtagsstimmung. Wir saßen bis um drei Uhr in der Früh beisammen und plauderten. Während meine Mutter immer wieder darüber klagte, dass ich so entsetzlich viel abgenommen hätte, wiederholte mein Vater jedes Mal, dass ich ja nicht zum Vergnügen beim Militär gewesen sei. Ich betrachtete immer wieder eingehend ihre Gesichter und war stolz darauf, dass ich meinen Militärdienst so reibungslos absolviert hatte.

Meine Familie machte wie in jedem Jahr auch in diesem Sommer wieder Ferien auf Büyükkada. Ich verbrachte nur die Freitagabende auf der Insel und fuhr samstags nach Istanbul zurück. Ich mochte die Insel nicht besonders, auch verband mich nichts mit ihr. Das Stadtleben war mir immer verlockender, bunter und lebendiger erschienen. In Istanbul hatte ich ein paar sehr gute Freunde, und ich zog es vor, meine Zeit mit ihnen zu verbringen. Außerdem war ich auch auf Arbeitssuche. Istanbul war noch genauso, wie ich es verlassen hatte. Alle gingen abends nach Beyoğlu, um bei Le Bon oder Markiz Tee zu trinken, fuhren morgens mit der Straßenbahn zur Arbeit, standen im Regen Schlange, um Kinokarten zu kaufen. Daryo war mit der Schule fertig und arbeitete nun, mein Vater arbeitete auch weiterhin, meine Mutter litt immer noch unter ihrer ominösen Krankheit – das Leben lief sozusagen seinen gewohnten Gang. Arbeit zu finden war nahezu unmöglich. Die Politik zum Schutze einheimischer Produkte, die man damals verfolgte, hatte eine große Arbeitslosigkeit zur Folge. Schließlich begann ich als Laufbursche in einer Firma namens Haska Ticaret, die später noch stark expandieren würde, zu arbeiten. Und ich hatte nur ein Ziel: Während meiner Arbeit in der Firma alles über den Markt zu lernen, und während ich Dinge hierhin und dorthin brachte, alle Feinheiten der Materie zu erfassen. Ich wollte lernen, wie man auf dem neuen Markt, den die Politik zum Schutz einheimi-

scher Produkte geschaffen hatte, Gewinne im Einzelhandel und im Großhandel erzielte, und mich dann selbständig machen. Ich war nun kein kleiner Junge mehr, der in den Sommerferien arbeitete, um sein Taschengeld aufzubessern, sondern ein junger Mann, der Geld verdienen wollte. Als ich erzählte, dass ich vor meinem Wehrdienst für İzak Fis gearbeitet hatte, konnte niemand verstehen, weshalb ich in dieser Firma als Laufbursche arbeiten wollte. Man riet mir, stattdessen meine frühere Arbeit wieder aufzunehmen. Ich war jedoch fest entschlossen.

„Es gibt keine schlechte oder gute Arbeit. Arbeit ist Arbeit. Hier verdiene ich mehr Geld. Wenn Sie einverstanden sind, würde ich gerne hier arbeiten.“

„Du musst es ja wissen“, hieß es, und ich wurde eingestellt. Ich war auf meinem Lebensweg an einen Wendepunkt gelangt. Alles, was ich wollte, war, mir selber etwas aufzubauen und dafür zu arbeiten. Und Gott sei Dank habe ich mir diesen Wunsch erfüllen können. Das Leben bringt natürlich auch unvorhergesehene Dinge mit sich, und auch ich habe wie alle Menschen kämpfen müssen, aber was auch immer geschah, ich habe nie aufgegeben. Ich habe stets versucht, allem und jedem aufrecht zu begegnen und immer meine Würde und meine Ehre bewahrt, egal, was ich erlebte. Dafür bin ich Gott zu großem Dank verpflichtet. Ich habe nie nur in die unmittelbare, sondern immer auch in die entferntere Zukunft voraus geschaut.

